

■ Altenhilfestrukturen der Zukunft

Wie gehen wir in einer älter werdenden Gesellschaft mit demenzkranken Menschen um? Diese Frage wird Land auf, Land ab in Arbeitskreisen von Kommunen und Altenhilfe gestellt. Und wie bringt man diese Fragestellung so an den Bürger, dass er sich Gedanken macht, sein Verhalten verändert?

Was können Städte und Gemeinden tun, um desorientierten Menschen und deren Angehörigen eine möglichst stabile, einfach überschaubare und lebenswerte Umwelt zu gestalten? Der Prozess, der auf diese Fragen eine Teilantwort gibt, hat in der Altenhilfe bereits begonnen. Er darf aber nicht nur im Wissen und Handeln von Profis stecken bleiben, sondern muss Hilfe schaffend auch den Amateuren zugänglich gemacht werden. Die Erfahrungen, von denen hier die Rede ist, stammen aus Projekten für vorwiegend desorientierte Menschen.

Diese Maßnahmen sind in den letzten zwei bis drei Jahren auf Grund unterschiedlicher Initiativen in Pflegeheimen, ambulanten Diensten, geriatrischen Kliniken und anderen Bereichen der Altenhilfe verwirklicht worden sind.

1. So initiierte das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend bundesweit 20 Projekte seit 2000, um die Altenhilfe in Modellversuchen für Bürger zu vernetzen und so neue Versorgungsstrukturen zu implementieren.

2. In Frankfurt werden seit 2001 in 28 Pflegeheimen Projekte umgesetzt sowie zehn Maßnahmen in der ambulanten Pflege. Das Netzwerk „Frankfurter Forum für Altenpflege“ hatte durch eine PR-Kampagne diese Entwicklung ausgelöst, worauf sich die Stadtpolitik stark machte, Gelder bereitzustellen. Die Stadtverwaltung begleitet die Projektumsetzung in den Pflegediensten und Heimen. Für seine PR-Kampagne ab 1999 erhielt das Forum den renommierten Deutschen PR-Preis Goldene Brücke.

3. Auch der Main-Kinzig-Kreis kann in zehn Altenpflegeheimen auf eine erfolgreiche Projektarbeit verweisen. Im Verlauf dieser Arbeit wurden für demenzkranke Menschen im Pflegeheim Meerholz z.B. ein Entspannungsbad und eine gemütliche Ecke mit Standkorb eingerichtet. Die Mitarbeiter lernten während der Projektphase eine neue Methode der Betreuung kennen, durch die sie verstärkt auf ihre eigenen Gefühle und Befindlichkeiten achten. Da Demenzkranke Spezialisten der emotionalen Wahrnehmung sind, ist es für die Betreuer wichtig, auf dieser emotionalen Ebene angemessen zu handeln.



Im Pflegeheim Meerholz haben die Mitarbeiter das Entspannungsbadzimmer liebevoll bemalt: „Seelandschaft mit Strandkorb“.

Weitere FFA-Pressedienstbeiträge über Projekte für psychosoziale Betreuung auf den Seiten Seite 5 und 7

■ Inhalt

FFA intern Editorial	S. 04
Gute Beziehung als Grundbedingung für die Betreuung desorientierter Menschen	S. 05
Plädoyer für lebenswerten Heimaltag durch qualifizierte Betreuung in Frankfurter Altenpflegeheimen durch das stationäre Sofortprogramm	S. 07
Engagement und langer Atem - Zweiter Umbauabschnitt im Hufeland-Haus fertig	S. 09
Durch geriatrische Rehabilitation Selbständigkeit zurückgewinnen	S. 09
Zartheit zwischen Menschen	S. 10
„Das rechnende Denken“ – Heidegger-Nietzsche-Kongress in Meßkirch	S. 11
Abschiedsraum im August Stunz seiner Bestimmung übergeben	S. 13
Wie man sich die Zukunft einer älter werdenden Gesellschaft vorstellen kann	S. 14
Alfred Viola – Geschäftsführer des Frankfurter Verbandes – verabschiedet	S. 15
Neues Wohnkonzept des St. Katharinen- und Weißfrauenstifts	S. 16
Ein halbes Jahr Gesundheits-Modernisierungs-Gesetz in Frankfurter Heimen	S. 17
St. Katharinen- und Weißfrauenstift und Almosenkasten geben unbürokratische Hilfen bei Einbußen durch die Gesundheitsreform	S. 18
Medikamentöse und nicht medikamentöse Behandlung gehören zusammen	S. 19
KURZNACHRICHTEN	S. 21
Telefonbefragung 50 +	
Frankfurter Sozialbericht – Chancen und Risiken einer alternden Stadt	
Homepage über Seniorenwohnanlagen	
Sterbebegleitung zwischen Wunsch und Wirklichkeit	
VERANSTALTUNGEN	S. 23
Seniorenzeitschrift Frankfurt feiert 30-jähriges Bestehen am 19. Juni 2004	
FFA-Fest „Von Bürgern für Bürger“ am 3. September 2004 Konstabler Wache	
Was wünschen sich Bürger eines Stadtteils von ihrem Altenpflegeheim? Workshop	
BUCHBESPRECHUNGEN	S. 24
„Milieutherapie in der stationären Altenhilfe“ Michael Graber-Dünow	
„Demenz und betreutes Wohnen“ Studie Winfried Saup und andere	

■ Impressum

Der FFA intern Pressedienst kam im Juni 1996 – kurz vor Einführung der Pflegeversicherung im stationären Bereich – zum ersten Mal heraus und widmet sich besonders der stationären Altenpflege und ihrem Umfeld.

Werden Bücher, Videokassetten oder Broschüren vorgestellt, so können diese nicht von der FFA-Pressestelle aus verschickt werden. Bezugsadresse steht am Ende jedes Artikels, an die sich Interessenten wenden können. Herausgabe und verantwortlich für die Redaktion im Sinne des Presserechts:

Beate Glinski-Krause M.A.
Leiterin der Presse- und Kommunikationsstelle des

FRANKFURTER FORUMS FÜR ALTENPFLEGE
Oranienstraße 21
604439 Frankfurt am Main
Tel.: 069/61 99 44 51
Fax: 069/61 99 44 52
Mobil: 0171/178 38 63
E-Mail: Ffm-Forum-Altenpflege@t-online.de
Internet: www.ffa-frankfurt.de

Layout/Produktion

BOS-DRUCK GMBH · Frankfurt am Main · Tel. 069/49 09 666

■ EDITORIAL

von Beate Glinski-Krause

Als der Frankfurter Psychoanalytiker Alexander Mitscherlich in den 70er Jahren seinen Aufsatz über die „Unwirtlichkeit der Städte“ verfasste, sprach er davon, dass die Stadt-Entwicklung dafür gesorgt hat, dass die Bürger Freiheitswillen und ein engagiertes Selbstbewusstsein erreicht haben. Dies habe sich auch städtebaulich ausgedrückt, denn der wohlhabende Bürgersmann gab in den vergangenen Jahrhunderten seinem Status im Gesamtensemble der Stadt einen Ausdruck, indem er sein Haus stolz im Stadtinneren errichtete. Schaute Mitscherlich hingegen auf das Frankfurt der 70er Jahre und seine Trabantenstädte, so kam er zu dem ernüchternden Schluss, dass die Bürger samt ihres Engagements eher zu passiven Bewohnern geworden seien, die sich zurückzögen und anderen das Feld überließen.

Ähnliches über „Bewohner“ sagte Klaus Dörner auf einem Vortrag im April 2004 in anderem Kontext. Eingeladen hatte ihn der Seniorenbeirat in Wiesbaden. Dörner sprach von Bewohnern, die bar aller persönlichen Aktivitäten seien. Er meinte damit Menschen in Pflegeheimen, die auf die Funktionen des Wohnens und der Pflege reduziert würden. Dörner, der selbst lange Jahre Leiter psychiatrischer Einrichtungen war, legte aus Distanz zu dieser beruflichen Erfahrung ein vehementes Plädoyer für neue Strukturen in der Betreuung älterer Menschen vor. Strukturen, die die Älteren zum Teil selbst sicherstellen sollten. Denn sie seien auf dem bestem Wege die bevölkerungsstärkste Gruppe in Deutschland zu werden und müssten in diesem Prozess neue Rollen in der Gesellschaft finden und übernehmen. Er zeigte sich somit vom Slogan: „Wohnst du noch, oder lebst du schon“ begeistert, weil seiner Auslegung nach menschliches Leben etwas ist, worin sich der Mensch nur wenn es ausgelastet ist, auch Sinnerfüllung erfährt. Doch wie sollen sich Schwerstpflegebedürftige, die heute in die Heime kommen, noch aktiv ins Leben einbringen? Oft leben sie nur noch kurze Zeit dort.

Die Vision Dörners beeindruckt und lässt zugleich zurückschrecken angesichts der allgemeinen Situation, in der die Versorgungsstrukturen für gebrechliche, ältere Bürger stecken. Diese orientieren sich am Marktgeschehen und sind für die, die sie nutzen, weitgehend undurchsichtig. Und für jene, die Hilfeleistungen in diesem Umfeld erwerbstätig erbringen, gestalten sie sich immer schwieriger und aufreibender. Es fragt sich:

- Was wollen die Älteren wirklich? Oder ist das, was sie wollen, ein Prozess, der gerade beginnt?
- Welcher gesellschaftliche Bewusstseinswandel muss geschehen, damit ältere Bürger „sinnerfüllt und ausgelastet“ ein befriedigendes Leben auch im gebrechlichen Zustand führen können?
- Wie können andererseits die „professionellen Hilfestrukturen“ vom Pflegepersonal so sichergestellt werden, dass ein sinnorientierter Lebensentwurf bis zum Lebensende ermöglicht wird?

Diese Fragen klingen wie Zukunftsmusik, von der man nicht weiß, ob sie sich spielen lassen wird. Bei aller Rede gegen das Altenpflegeheim ist es heute oft die „letzte Rettung“ für pflegende Angehörige, die an der Pflege fast zerbrochen sind und durch diese Überlastung selbst frühzeitig der Pflege bedürfen. In den Pflegeheimen werden – weil sie sich professionell der Pflege und Betreuung von schwerstpflegebedürftigen und desorientierten Menschen widmen – zunehmend Lebensräume entworfen, die sich am biografischen Leben der Betreuten ausrichten. In den Heimen entsteht eine Dynamik, die ein Erfahrungswissen erzeugt, das den Bürgern zur Verfügung gestellt werden sollte. Doch das setzt gegenseitiges Kennenlernen, Interesse, Offenheit und Kommunikationsbereitschaft voraus, um Wohn- und Lebensformen zu schaffen, durch die die „Krise der stationären wie auch der ambulanten Altenpflege“ überwunden werden kann. Vielfalt und Flexibilität von Bürgern und Pflege ist gefragt, um zu neuen Ufern aufzubrechen.

■ Gute Beziehung als Grundbedingung für eine gute Betreuung desorientierter Menschen in einer beschützten Wohngruppe

Im Altenpflegeheim Meerholz/Gelnhausen, das Mitglied im FFA ist, läuft im Rahmen eines zehn Heime umfassenden Projektprogramms des Main-Kinzig-Kreises für demenzkranke Bewohner seit 2002 ein Projekt, in dem eine wohnliche und überschaubare Wohngruppe für diese Personengruppe eingerichtet wurde. Aber nicht nur an der Wohnform wurde gearbeitet. Das Pflegepersonal erhielt in dieser Zeit spezielle Schulungen und hat neue Zugangsweisen im Umgang mit demenzkranken Menschen gefunden. Die Mitarbeiter wurden im so genannten Dementia-Care-Mapping-Verfahren (DCM) ausgebildet, das in England entwickelt wurde. Es stellt für Pflegenden eine Methode bereit, die vor allem das Pflegeteam dazu befähigt, in reflektierter emotionaler Weise auf die Bedürfnisse von Demenzkranken einzugehen, wie Schulungsleiter Macello Cofone bemerkt. Es geht um daserspüren und das emotionale Erfassen der Situation von Demenzkranken, so dass sie ihren Alltag möglichst ruhig und gelassen leben können. Demenz, so Cofone, sei eine große Herausforderung der Altenhilfe.

Vorgeschichte:

Der Sozialdezernent des Main-Kinzig-Kreis, Erich Pipa, lud im Jahr 2000 zu einer Tagung ein, die den Titel trug: „Herausforderung Demenz: Betreuungsmodelle für die Zukunft“. Vorgestellt wurden damals bereits bestehende Projekte und das so genannte Hausgemeinschaftsmodell, das vom Kuratorium Deutsche Altershilfe, Köln, propagiert wird. Dieses Hausgemeinschaftsmodell verändere die bisher bestehende Struktur des klassischen Altenpflegeheims. Die Pflegebedürftigen können in einer Art Wohnung und somit in einer für sie überschaubaren Struktur leben, wobei sie von Personal (Präsenzkräfte) rund um die Uhr betreut werden. Dadurch würden in der Heimumgebung Normalität und Individualität gelebt werden, lautete der Tenor damals.

Im November 2003 veranstaltete der Kreis erneut eine Tagung. Dieses Mal mit dem Titel: „Demenz neu denken“. Dabei ging es um „Eigenerfahrungen“ der Mitarbeiter: Denn in zehn Altenpflegeheimen des Kreises werden seit 2002 Projekte für die Betreuung demenzkranker Heimbewohner umgesetzt – im Rahmen der oben genannten DCM-gestützten Qualitätsentwicklung und Betreuungsmethode.

Sinn der Zusammenarbeit ist, dass die zehn Heime während des DCM-Prozesses einander beobachten und daraus lernen sollen. Gefördert wird das gesamte Modellprojekt vom Bundesgesundheitsministerium, dem Land Hessen und dem Main-Kinzig-Kreis.

Stellvertretend für die zehn anderen Einrichtung wird nun das Projekt im Pflegeheim Schloss Meerholz präsentiert.

Eingefahrene Institutionsstrukturen aufbrechen

Wie Karl-Heinz Rothländer, der Pflegedienstleiter ist und zugleich Brandschutzbeauftragter des Hauses, mitteilt, hätten vor Projektbeginn zunächst demenzkranke und psychisch kranke Heimbewohner in einem Wohnbereich zusammengelebt. Das habe sich aber bald geändert, als man sich in die Projektkonzeption und -arbeit begeben habe. Die Trennung der beiden unterschiedlich belasteten Personengruppen hätte schon eine spürbare Beruhigung bedingt. In der neu eingerichteten beschützten Wohngruppe für schwer desorientierte Menschen lebten nun 15 bis 16 Personen in Ein- und Zweibettzimmern. Es handelt sich dabei um eine geschlossene Abteilung, sie ist nicht frei zugänglich. Somit können die Bewohner - per Betreuungsgerichtsbeschluss - auch nicht das Haus verlassen. Wer die Gemeinschaft besucht, gewinnt den Eindruck, dass es sich bei den Fluren, die dorthin führen, um Wandelgänge handelt, die mit ihren Sitzbänken zum Sitzen und zum Plaudern einladen. Auch hier hat man sich gestalterisch Gedanken gemacht. Feuerwehrmann Rothländer brauchte eine Zeit lang, sich mit diesem Ambiente anzufreunden, denn in ihm schlägt gleichermaßen ein Wohlfühl- und ein Sicherheitsherz.

Mittelpunkt Wohnküche

Wer als Außenstehender die gemütlich anmutende Wohnküche der Hausgemeinschaft betritt, gewinnt den Eindruck, dass hier ein ruhiges, friedfertiges Miteinander herrscht. Die um den Tisch sitzenden Menschen

schieben sich abwechselnd einen Schaumgummiball zu. Auch zwei Angehörige machen mit. Ein anderer Bewohner steht einfach dabei und schaut zu und hebt den Ball auf, wenn er heruntergefallen ist. Von den Menschen, die hier miteinander spielen, können sich einzelne nicht mehr verbal äußern, wissen sich aber ins Spiel einzubringen. Kommunikation ist nicht nur Sprache, sondern sie ist – wie uns die Spezialisten mitteilen – zu einem großen Teil nonverbaler Natur. Und diese kommt in dieser Küchenrunde zum Tragen. An anderen Tagen würden hier Kuchen gebacken, Kartoffel geschält oder Pflaumenmus (auf Hessisch Latwerge) gekocht, so dass die Menschen Tätigkeiten aufnehmen könnten, die sie ein Leben lang auch zu Hause praktiziert hätten, berichtet Rothländer. Täglich ist die Wohnküche in der Zeit von 8.00 – 13.00 Uhr und von 13.00 – 16.00 Uhr von einer so genannten Präsenzkraft besetzt, die den Bewohnern hilft, sich - je nach Bedarf - Beschäftigung und Anregung zu verschaffen und die ihnen das Gefühl gibt, dass sie nicht alleine sind. Denn Demenzkranke machen eine emotionale Kehrtwendung in Richtung auf ihre Kinderzeit durch und benötigen entsprechende Zuwendung.

Strandkorb und Entspannungsbad

Zum Leben gehören Urlaub und Entspannung. Da in der Wohngruppen gearbeitet wird, schickt es sich auch, dass man sich von dieser Arbeit erholt. Um diesen Anspruch bewohnergerecht umzusetzen, haben die Mitarbeiter der Abteilung mit Kreativität und Engagement das Badezimmer durch Malerei zu einem Badestrand gemacht, der den Blick auf ein blaues Meer freigibt. Während des Badens können die Bewohner Aromatherapie genießen, Musik hören und das tun, was zum Wohlbefinden führt. Wenn das Bad beendet ist, können die „Urlauber“ in einem echten Strandkorb – Marke Nordsee – Platz nehmen. Er befindet sich im Raum direkt neben dem Badezimmer.

Ausbildung für das Personal im Dementia-Care-Mapping

„Eine DCM-Ausbildung in einem Pflegeheim muss zunächst vom Leitungspersonal unterstützt und mitgetragen werden“, betonte Karl-Heinz Rothländer. Er weiß, wovon er spricht, denn wer als Leitender von einer Maßnahme nicht überzeugt ist, kann sie auch nicht authentisch vertreten. Also hat er sich zuvor mit dem

DCM-Verfahren beschäftigt. Auch Pflegeheimleiter Alois Klein hat sich der Ausbildung gestellt. Das sieben Personen umfassende Team der „beschützten Wohngruppen“ erhält seit Projektbeginn Angebote in Supervision und im DCM-Verfahren. Die DCM-Seminare laufen viermal im Jahr an jeweils zwei Tagen. Durch diese Maßnahmen seien spürbar positive Veränderungen im Pflorgeteam, für Bewohner und in der Außenwirkung eingetreten, so Rothländer. Denn die Mitarbeiter seien zu einem intensiveren Arbeitsumgang miteinander gekommen, die Bewohner verhielten sich lebendiger zueinander und auch Angehörige seien von dieser Entwicklung positiv beeinflusst worden.

Macello Cofone, der die Supervision und die DCM-Ausbildung leistet, unterstrich, dass sich Demenzkranke durch diese Methode entspannter fühlten, sie fielen nicht mehr so leicht in die Apathie, die durch das Krankheitsgeschehen verursacht wird. Dabei sei es wichtig, dass Mitarbeiter ihr Erfahrungswissen, das sie sich in der Pflegearbeit angeeignet hätten, reflektieren sollten, um gegebenenfalls eingespielte Verhaltensmuster zu verändern und Kommunikationssituationen personenzentrierter zu gestalten. Das setze beim Personal voraus, dass es sich selbst öffne, um eine Kompetenzentwicklung auf der emotionalen Ebene zu erreichen und sich auf die eigene Biografie einzulassen. Er unterstrich, dass es bei dieser Zugangsweise um einen Mentalitätswandel in der Pflege gehe – weg von der Körperorientierung hin zur sozialen Kompetenz. Demenzkranke seien Menschen, die eine rückhaltlose Authentizität lebten, insofern seien sie ehrlich. Sich dies bewusst zu machen, es zu erleben und zuzulassen, sei eine Basis für die Arbeitszufriedenheit der Mitarbeiter. Insofern seien Demenzkranke insgesamt eine Herausforderung für die Entwicklung der gesamten Altenhilfe.

Die Projekte in den Heimen im Main-Kinzig-Kreis laufen noch bis Ende 2004. Dann wird es eine Abschlusstagung geben. Beteiligt folgende Heime: Altenzentrum Rodenbach, Evangelisches Altenhilfezentrum Birstein, Haus Herzog freigericht, Haus im Bergwinkel Schlüchtern, Kreisruheheim Gelnhausen, Marie-Juchacz-Haus Wächtersbach, Martin-Luther-Stiftung Hanau, Pflegeheim Meerholz Gelnhausen, Pflegezentrum

Mainterrasse, Wohnstift Hanau. Der Tagungsband „DEMENTZ NEU DENKEN“, ist gerade herausgekommen und kann – mit Rückumschlag DIN C4 ausreichend mit 1,44 Euro frankiert – beim Main-Kinzig-Kreis – Postfach 1353 – 36373 Schlüchtern – angefordert werden.

Weitere Informationen erteilt:

Karl-Heinz Rothländer
Pflegedienstleiter Schloss Meerholz
Hanauer Landstraße 2 – 10
63571 Gelnhausen/Meerholz
E-Mail info@phm.de
Tel: 0 60 51 / 60 09 - 0
Fax: 0 60 51 / 60 09 - 128

■ Plädoyer für lebenswerten Heimalltag durch qualifizierte Betreuung in Frankfurter Altenpflegeheimen durch das stationäre Sofortprogramm

Projektleiterinnen und Projektleiter aus 28 Frankfurter Altenpflegeheimen präsentierten am 7. Juni 2004 im Saal des Rudolf Steiner Hauses an der Hängelstraße das Sofortprogramm zur Verbesserung der psychosozialen Betreuung in Frankfurter Altenpflegeheimen. Sozialdezernent Franz Frey hatte Mitglieder des Ausschusses für Jugend, Soziales, Senioren, die Fraktionen der Ortsbeiräte und die Sozialbezirksvorsteher sowie die Mitglieder des Seniorenbeirats eingeladen, um Einblick in die Projektarbeit und damit über die Verwendung der finanziellen Zuwendungen zu geben. Mit jährlich 1,7 Millionen Euro unterstützt die Stadt Frankfurt am Main seit 2001 Projekte in der stationären Pflege.

Der Leiter des Jugend- und Sozialamtes der Stadt Frankfurt am Main, Ingo Staymann, fasste die Ergebnisse der seit nunmehr drei Jahren laufenden Projekte zu Beginn der Präsentation zusammen. Für viele Bewohnerinnen und Bewohnern veränderte sich inzwischen die Lebensqualität im Heimalltag, aber noch nicht für alle. Zweck der Projekte im dritten Förderjahr ist es, die bisher gewonnenen Erkenntnisse aus der Projektarbeit allen im Altenpflegeheim lebenden Heimbewohnerinnen und -bewohner, die bedingt durch gerontopsychiatrische Erkrankungen und/oder biographische Traumatisierungen

einen intensiveren psychosozialen Betreuungsbedarf haben, dauerhaft zu Gute kommen zu lassen. Ein wesentliches Ziel der Förderung ist die Qualifizierung der Pflegenden im Umgang mit verhaltensauffälligen und demenzerkrankten Menschen. Jedes Projekt hat im zweiten und dritten Projektjahr jährlich einen Betrag von 10.000 Euro zur Verfügung für die Weiterbildung der Mitarbeiter. Damit wirkt diese Förderung auf die Struktur und die Prozessabläufe in den Altenpflegeheimen. Derzeit werden etwa 450 Menschen betreut. Vor dem Hintergrund, dass wir in Frankfurt etwa 4.000 Heimplätze zur Verfügung haben, ist dies ein Bewohneranteil von 11,25%.

Mehr Gelassenheit durch personenzentrierte Pflege

Auch eine kleine Bühnenaufführung gehörte zum Programm der Veranstaltung. Um zu zeigen, wie sich die Struktur und Prozessabläufe im Sinne der psychosozialen Betreuung so verbessern lassen, dass dies positiv auf Bewohner und Pflegenden wirkt, stellten Mitarbeiterinnen des Evangelischen Altenhilfezentrum Birstein (Main-Kinzig-Kreis) ein Rollenspiel dar. Auch im Main-Kinzig-Kreis arbeiten zehn Heime an mehr Lebensqualität mit Hilfe des Messinstrumentes Dementia Care Mappings (siehe ersten Artikel in diesem Pressedienst). Die Verwendung dieses Messinstrumentes im Projekt in Birstein hat eine Veränderung in den Organisationsabläufen mit sich gebracht. Das Rollenspiel zeigte zwei Szenen beim Mittagessen und trug den Titel: „Damals und heute – Qualitätsentwicklung in der Pflege von Menschen mit Demenz in Altenpflegeheimen“. In der ersten Spielszene wurde übertrieben, aber anschaulich dargestellt, wie das Personal mit abhängigen alten Menschen unangemessen und deren Bedürfnisse missachtend umgeht. Das Essen wurde unter zeitlichem Druck verabreicht. Auch dadurch wurden die Bewohnerinnen nervös und unruhig. Diese Szene entlockte dem Publikum laute Lacher. War aber gar nicht lustig! War das nicht Heimalltag, wie ihn jeder befürchtet? In der zweiten Szene ging das Personal wertschätzend auf die Bedürfnisse der Bewohnerinnen ein. Es ging ruhig und gelassen zu – beim Saalpublikum und auf der Bühne.

Langsamer Untergang von Verstehen, Sprache, Rede und Wahrnehmung

Rolf Herrmann, Pflegedienstleiter im Frankfurter Altenpflegeheim St. Konrad und Dozent an einer Altenpflegeschule, beschrieb, wie ein demenzkranker Mensch langsam seine Fähigkeiten und Fertigkeiten verliert. Die Erkrankten, so Herrmann, teilen mit uns immer weniger die Gegenwart, weil sie zunehmend den zeitlichen Kontext verlieren. Das ist auf Veränderungen der Hirnstruktur zurückzuführen. Krankheitsbedingte Veränderungen demenzkranker Menschen sind neben den Gedächtnisstörungen auch Störungen des Sprach- und Sprechvermögens sowie Wahrnehmungsstörungen,

Störungen der Handlungsabläufe und des Urteilsvermögens. Das schränkt das Erleben ein, auch die Orientierungs- und die Kommunikationsfähigkeit nehmen ab. Und weil Verstehen und Sprache unsere Handlungen mitbestimmen, können die Erkrankten ihre Handlungsabläufe oft nicht mehr ausführen. In der Betreuung gehe es verstärkt darum, die entstehenden Defizite zu erkennen und durch eine respekt- und würdevollen Pflegebeziehung auszugleichen. Der Erkrankte kann seine Bedürfnisse nicht mehr von sich aus erfüllen. Notwendig sind beispielsweise tagesstrukturierende Maßnahmen. Die Pflegeversicherung deckt diese sozialen Bedürfnisse nur mit wenigen Minuten pro Tag ab. Somit ist das stationäre Sofortprogramm eine Maßnahme, die dem der Humanität verpflichtetem Bürgerwillen entgegen kommt.

Einzelbetreuung für immobile Heimbewohnerinnen

Angelika Heinz, Projektleiterin aus dem Justina von Cronstetten Stift, ging auf die Bewohnerinnen und Bewohner ein, die im Rahmen des stationären Sofortprogramms Einzelbetreuung erhalten. Wenn Pflegebedürftige das Zimmer nicht mehr verlassen können, verhaltensauffällig, mangelhaft orientiert oder gar bettlägerig sind, keine Angehörigen mehr haben, sind für sie Kontakte nach außen überaus wichtig. Ohne Betreuung verlieren sie den Lebenswillen. Kommunikationsfähigkeit etwa geht auch bei orientierten Menschen unter isolierten Bedingungen zurück. Daher konzentrierten sich die Betreuer in der Einzelbetreuung darauf, das wieder in Erinnerung zu rufen, was beispielsweise bei den Bettlägerigen gute Gefühle – wie etwa Freude – auslöst, indem vertraute Musik vorgespielt oder ein geliebtes Buch vorgelesen wird. Wichtig ist die Kenntnis der Biografie eines Menschen, um diese Vorlieben herauszufinden, um ihm auch Freude bereiten zu können. Einzelbetreuung findet auch zu Beginn des Heimaufenthaltes statt. Gerade in Krisensituationen, wie nach einem Klinikaufenthalt, muss die Begleitung intensiviert werden. Die Gestaltung eines sinnanregenden Wohnraums ist bedeutsam. Das Einlassen auf das Individuum ist wesentlich, weil sich dadurch die Betroffenen als Menschen ernst genommen fühlen. Nicht alle Wünsche können umgesetzt werden, aber vieles ist doch machbar. In der Einzelbetreuung werden die teilnehmenden Heimbewohner im Rahmen des Sofortprogramms zwei- bis dreimal pro Woche besucht.

Gruppenbetreuung und segregative Betreuung

Rolf Herrmann ging auch auf die Gruppenbetreuung ein. Hier werden tagsüber für Gruppen verschiedene Betreuungsangebote gemacht, die die verbliebenen Fähigkeiten der demenzkranken Menschen unterstützen und ihnen damit Sinn und Lebensfreude zurückgeben. Das setze die Kenntnis ihrer Gewohnheiten, Neigungen, Interessen und Familientraditionen voraus, um in der Gegenwart mit der Erinnerung arbeiten zu können. Das bedeutet diejenigen Kompetenzen durch die

Arbeiten wach halten, die schon vormals getätigt wurden wie: kochen, bügeln, Tisch decken, Blumen pflegen und viele Haushaltsarbeiten mehr.

Wer 25 Jahre eine Wirtschaft geführt hat, hat einen anderen Lebensrhythmus als andere Leute

Frédéric Lauscher, Heimleiter und Projektleiter im Franziska-Schervier-Altenpflegeheims, Frankfurt, nannte das Beispiel einer an Alzheimer erkrankten Frau, die ein Vierteljahrhundert als Gastwirtin tätig war. Nachdem sie als pflegebedürftiger Mensch zunächst zu Hause betreut worden sei, hätten sie die Angehörigen – nach fortgeschrittener Alzheimererkrankung – schweren Herzens in ein Heim gegeben. Da sie jedoch den Aufsteh- und Zubettgehrhythmus als Gastwirtin lebte; das heißt, sie ging spät zu Bett und stand morgens spät auf, habe man ihr Psychopharmaka verabreicht mit dem Effekt, dass sie immer apathischer geworden sei. Heute werde die unterdessen 72-jährige Frau im Rahmen des Frankfurter Sofortprogramms im Franziska-Schervier-Altenpflegeheim betreut. Sie benötige keine Psychopharmaka mehr, weil ihr eine Betreuung zuteil werde, die ihr das Leben wieder lebenswert mache.

Weitsichtige politische Entscheidung der Stadtverordneten in Frankfurt

Das Frankfurter Sofortprogramm wurde auf Grund einer überzeugenden Initiative des Heimleiterkreises des Frankfurter Forums für Altenpflege samt Pressestelle in Gang gebracht. Die Mitglieder der Stadtverordnetenversammlung beschlossen in breitem Konsens im Jahre 2000 den finanziellen Rahmen für das stationäre Sofortprogramm. Dies erweist sich heute als zukunftssträchtige und weitsichtige politische Entscheidung, weil der Anteil desorientierter Heimbewohner in Deutschlands Heimen von Jahr zu Jahr größer wird. Das Sofortprogramm hat in Frankfurts Heimen viele Lernprozesse bewirkt und stößt bundesweit auf Anerkennung. Nicht zuletzt deswegen, weil sich diese beispielgebende Verwirklichung dem Zusammengehen von Altenpflege, Angehörigen, Bürgern, Stadt, Politik und Medien verdankt.

Informationen erteilt:

Gabriele Rister
Jugend- und Sozialamt der
Stadt Frankfurt am Main
Berliner Straße 33 – 35
60311 Frankfurt am Main
gabriele.rister.amt51@stadt-frankfurt.de
Tel. 069 – 2 12 - 3 49 26
Fax 069 – 2 12 - 3 07 40

■ Engagement und langer Atem – Zweiter Umbauabschnitt im Hufeland-Haus fertig

Mit Freude und Stolz konnte im Frankfurter Hufeland-Haus am 20. Februar das gefeiert werden, was viel Ausdauer erfordert hatte: Das neue Wohnpflegeheim für jüngere Körperbehinderte wurde seiner Bestimmung übergeben und die umgebauten Altenpflegeplätze der Öffentlichkeit vorgestellt. Zu diesem Anlass waren prominente Gäste zugegen wie Gerd Krämer, Hessisches Sozialministerium, Stadtrat Franz Frey, Frankfurt, und Uwe Brückmann, Landeswohlfahrtsverband Hessen.

Nach langwierigen Konzeptarbeiten, finanziellen und baulichen Vorbereitungen sind in den oberen vier Geschossen des Hochbauteils des Hufeland-Hauses 27 Wohnpflegeplätze für jüngere Körperbehinderte entstanden, in Abstimmung mit dem Sozialministerium, mit dem Landeswohlfahrtsverband und den Pflegekassen. Das Angebot versetzt jüngere Körperbehinderte in die Lage, ein weitgehend unabhängiges Leben zu führen. Da das Hufeland-Haus als Altenpflegeheim über ein breites Spektrum von Therapieeinrichtungen verfügt, eignet es sich für diese Gruppe schwer- und schwerstpflegebedürftiger junger Menschen, die entweder in ihrer eigenen Wohnumgebung nicht mehr betreut werden können oder die nun wohnortnah untergebracht sind, zuvor aber weit entfernt von ihren Angehörigen lebten.

In einem nächsten Schritt konnte das Hufeland-Haus – ebenfalls im Hochhausbereich - 60 vollständig modernisierte Altenheimpflegeplätze präsentieren. Zuvor waren im entsprechenden Bauteil 110 Altenheimplätze – verteilt auf Zwei- und Dreibettzimmer – untergebracht. Altenheimplätze gibt es so gut wie nicht mehr hier zu Lande. Ins Altenheim zogen Menschen, die noch nicht pflegebedürftig waren, aber den Haushalt nicht mehr selbständig führen konnten. Da heute vorwiegend Menschen nur noch dann in die stationäre Altenpflege einziehen, wenn sie gemäß Pflegeversicherung pflegebedürftig sind, entstehen vorwiegend Altenpflegeheime. Das Hufeland-Haus hat nun Bewohnerplätze abgebaut, um vermehrt Einbettzimmer bereitstellen zu können. Die 60 neuen Pflegeplätze bieten einen weiten Ausblick

ins umliegende Stadtgebiet und verfügen über eine behindertengerechte Dusche mit Toilette. In jedem Geschoss sind zudem großzügige Aufenthaltsräume vorhanden. Die Gesamtfinanzierung der Umbaumaßnahmen betrug 6,97 Mio Euro. Darüber hinaus wurden 6 Mio Euro für Lärmschutzmaßnahmen und Fassadentechnik sowie Brandschutz- und Sicherheitstechnik aufgewendet.

Informationen erteilen:

Pfarrer Karsten Petersen und Paul Wintzer
Geschäftsführung Ev. Verein für Innere Mission
Ludolfusstraße 2 - 4
60487 Frankfurt am Main
E-Mail: geschaeftsstelle@innere-mission-ffm.de
Tel. 069 / 707 25 25
Fax 069 / 29 66 45

■ Durch geriatrische Rehabilitation Selbständigkeit zurückgewinnen, auch dann, wenn ein Heimaufent- halt erforderlich werden sollte

Auf einer Pressekonferenz im April stellte die Klinik für Geriatrie im Frankfurter Hufeland-Haus die Erfolge ihrer Arbeit an älteren Patienten dar. Die Klinik besteht nun schon seit sieben Jahren und wird seit dem von einem Projektbeirat beratend begleitet. Zudem wurden in dieser Zeit mehrere Forschungsaufträge an die Universität Kassel vergeben. Die Ergebnisse dieser Forschung wurden zusammengestellt und liegen nun in einer Publikation vor mit dem Titel:

VERLAUF GERIATRISCHER REHABILITATION AM HUFELAND-HAUS UND ÜBERGANG IN DIE HÄUSLICHE/STATIONÄRE PFLEGE.

Dieser Untersuchungsauftrag ist, wie der Evangelische Verein für Innere Mission mitteilt, ein Novum. Er gebe Aufschluss über die Prozess- und Ergebnisqualität geria-

trisch-rehabilitativer Behandlung und wurde vom Begleitforscher Dr. Klaus Ostermann, Universität Kassel, erstellt. In der Klinik für Geriatrie, die von Dr. Kristian Hahn geleitet wird, werden rehabilitative Behandlungen an Menschen durchgeführt, die zum Beispiel einen Schlaganfall erlitten haben oder nach einem Oberschenkelhalsbruch wieder das Gehen und ihre Eigenständigkeit erlernen. Nach der Behandlung im Akutkrankenhaus kommen sie in die geriatrische Rehabilitation. Die Klinik für Geriatrie erfüllt somit einen Grundsatz der Pflegeversicherung der das heißt: „Rehabilitation vor Pflege“. Sind die Interventionen der Klinik für Geriatrie bei den Patienten erfolgreich, können sie in der Regel wieder nach Hause zurückkehren. Kann die Selbständigkeit aber nicht in dem Maße wieder hergestellt werden, dass ein Leben in den eigenen vier Wänden möglich ist, dann wird gegebenenfalls der Umzug in ein Altenpflegeheim erforderlich.

Als die Klinik für Geriatrie im Februar 1997 ihren Betrieb aufnahm, standen 36 vollstationäre Betten und 20 tagesklinische Plätze zur Verfügung. Die Klinik war seinerzeit das letzte von insgesamt drei Modellprojekten in Hessen. Heute bestehen dort 50 vollstationäre Betten und noch sechs tagesklinische Plätze bereit.

Mit der Begleitforschung von Klaus Ostermann konnten Erkenntnisse über den Handlungsprozess im Rehabilitationsverlauf gemacht werden. Ferner galt es zu ergründen, wie ein geriatrisch-therapeutisches Team in einer Klinik sachbezogen kooperiert, so dass daraus Rückschlüsse für dessen am Ergebnis orientierte Handlungsstruktur gefunden werden konnten. Denn Sinn und Zweck solcher Maßnahmen ist letztendlich das Ergebnis am Patienten. Das Gesamtergebnis der Forschung sollte ferner Aufschluss darüber geben, wie in einer älter werdenden Gesellschaft Strukturen in der geriatrischen-rehabilitativen Versorgung entwickelt werden können, um dadurch die Selbständigkeit der älteren Menschen möglichst lange zu erhalten. Ebenfalls galt es, dadurch Rückschlüsse für geeignete Überleitungsverfahren zu ziehen. Geht es doch um die Klärung, was in den einzelnen Versorgungsstufen für den nicht mehr ganz mobilen Bürger Frankfurts zur Entscheidung ansteht. Vor diesem Hintergrund kooperiert die Klinik für Geriatrie des Hufeland-Hauses seit 2002 mit dem St. Katharinenkrankenhaus. Denn durch diesen Austausch von Akutmedizin und geriatrische Rehabilitation entstehen Kompetenzen, die dem Bürger in seinem

Interesse zu Gute kommen.

Informationen erteilen:

Pfarrer Karsten Petersen und Paul Wintzer
Geschäftsführung Ev. Verein für Innere Mission
Ludolfusstraße 2 - 4
60487 Frankfurt am Main
E-Mail: geschaeftsstelle@innere-mission-ffa.de
Tel. 069 / 707 25 25
Fax 069 / 29 66 45

■ **„Zartheit zwischen Menschen ist nichts anderes als die Möglichkeit zweckfreier Beziehungen, die noch die zweckhaft Verbundenen tröstlich streift.“** T.W.Adorno *

Im Frühjahr 2003 starteten Dr. Gregor Schorbeger (Seelsorge Uniklinik Frankfurt/Main) und Pfarrer Winfried Hess (Seelsorge, Altenhilfezentrum Hufeland-Haus) den ersten ökumenischen Ausbildungskurs für Ehrenamtliche in der Krankenhaus und Altenheimseelsorge. Ergebnis: Damals meldeten sich über 70 Personen beim Seminar für Seelsorge der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau für diesen Ausbildungskurs an. Im weiteren Schritt reichten 35 Interessierte ihre Bewerbungsunterlagen ein und letztendlich konnte ein Kurs mit 13 geeigneten Teilnehmern starten, von denen 12 am 4. Februar 2004 ihr Praktikum in sieben stationären Einrichtungen der Alten- und Krankenpflege begonnen haben.

Die Initiatoren sind zufrieden nach einem Jahr Kursangebot; denn die Ausbildung in ehrenamtlicher Seelsorge erweist sich als Gewinn für Ehrenamtliche selbst und Betreute.

Ein frisch Ausgebildeter berichtet, dass ihn das Lächeln einer älteren Dame fast verliebt gestimmt habe. Durch die Begegnung und das Gespräch mit ihr, fühle er sich beschenkt. Das eine Jahr Ausbildung befähige den seel-

sorgerischen Helfer, seine Aufgaben und Grenzen im Umgang mit älteren Menschen klar zu sehen, äußerte eine Wohnbereichsleiterin im Frankfurter Hufeland-Haus. Durch diese Erfahrung wachse Vertrauen und es entstünde eine wirkliche Entlastung für das zuständige Personal in Pflege und Betreuung. Dank seelsorglicher Zuwendung ist die ältere Dame zufriedener und erhält Anerkennung. Eine Bewohnerin äußerte, ihr sei es wichtig, dass jemand komme, der zuhört und bei dem sie das Gefühl habe, dass sie verstanden werde, weil es dem Zuhörer um sie geht.

Aber auch andere fühlen sich zufrieden durch dieses neue Angebot: Die Ausbildungsleiter des Ausbildungskurses – beide Supervisoren der Deutschen Gesellschaft für Pastoralpsychologie – äußerten, dass sie Freude darüber erlebten, wie die angehenden Ehrenamtlichen Fähigkeiten weiterentwickelten, um zum Wohl der Gemeinschaft beizutragen.

Die Ausbilder sehen in diesem Projekt nicht die Tendenz, dass Ehrenamtliche den Mitarbeitern in Heimen und Kliniken Arbeitsplätze wegnehmen. Vielmehr entwickelten die Ehrenamtlichen – durch das Erleben und den Dialog mit den Heimbewohnern und Patienten – ein gestärktes Bewußtsein darüber, was die Betreuten brauchten. Dies führe gar zu erweitertem sozialen und politischen Engagement.

Ferner verweisen die Ausbilder darauf, dass Ehrenamtliche eine qualifizierte Begleitung und Betreuung brauchten, weil deren Arbeit sonst auf Dauer gefährdet sei. Durch den ehrenamtlichen Einsatz in der Seesorge wachse auch das Verständnis für die Bedeutung hauptamtlicher Seesorge. Je mehr Menschen verstünden, was es bedeutet, geistige, emotionale und seelsorgliche Begleitung zu schenken – nicht zu verkaufen – und dies auch zum Ausdruck zu bringen, desto mehr wachse das Verständnis für diese Dimensionen menschlichen Lebens, das im Eigentlichen unverfügbar ist. Im Oktober 2004 beginnt der zweite Ausbildungskurs ehrenamtlicher Altenheim- und Krankenhauseesorge.

*Das Zitat Adronos stammt aus seinen „Minima Moralia“ und wurde vom Ausbildungsteam der Deutschen Gesellschaft für Pastoralpsychologie ausgesucht.

Informationen erteilt:

Pfarrer Winfried Hess
Ev. Altenheimseelsorger Hufeland-Haus
Wilhelmshöher Straße 34
60389 Frankfurt am Main
E-Mail: Winfried.Hess@Hufeland-Haus.de
Tel 069 / 4704 – 337
Fax 069 / 4704 – 315

■ **„Das rechnende Denken ist kein besinnliches Denken, kein Denken, das dem Sinn nachdenkt, der in allem waltet, was ist.“** Martin Heidegger 1955

In Meßkirch, der Geburtsstadt Martin Heideggers, fand vom 26. – 29. Mai 2004 ein Kongress mit dem Titel „Heidegger und Nietzsche“ statt. Rund 100 Teilnehmer aus vier Kontinenten der Welt waren gekommen. Die über 50 Vorträge wurden in Deutsch oder Englisch gehalten, einige auch auf Französisch. Die Meßkircher selbst wurden auch ohne Anmeldung auf der Veranstaltung willkommen geheißen. Auffallend war, dass viele junge Leute aus philosophischen Fakultäten dem Ruf der beiden Kongress-Initiatoren, Alfred Denker und Holger Zaborowski, gefolgt waren. Veranstaltet wurde der Kongress von der Martin-Heidegger-Forschungsgruppe in Zusammenarbeit mit dem Centre des Études Heideggeriennes sowie der Martin-Heidegger-Stiftung und der Stadtverwaltung Meßkirch.

Einige Teilnehmer hatten Tausende von Kilometern hinter sich gebracht, um darüber zu referieren und zu diskutieren, was das Denken der beiden Philosophen aus dem 19. und 20. Jahrhundert für uns heute bedeutet und welche Konsequenzen sich daraus ergeben; etwa was die gegenwärtige Weltsituation betrifft. Eigentlich würden

Nietzsche und Heidegger im globalen Wissenschaftsbetrieb der Philosophie nicht erschöpfend behandelt, wie einige Referenten äußerten. Lässt sich das, was sie gedacht haben, nicht in Gesellschaft und Politik anwenden?

Die übrige Welt bringt die europäische Reflexion auf sich selbst

Um so erstaunlicher war, wie unbefangen und offen sich die Gäste aus dem Ausland über die beiden Philosophen äußerten und Vergleiche herstellten. Da scheint es so, als habe man in Deutschland Berührungsängste, sich mit dem, was am nächsten liegt, auseinanderzusetzen. Im Einleitungsvortrag des Kongresses ging Babett Babich, Professorin für Philosophie – Washington DC, darauf ein, dass die Menschen heute in einer Reality-Show mittels Technik lebten. Auch glaube man, die Technik unter Kontrolle zu haben.

In anderen Referaten wurde gefragt, ob die elektronischen Bilder des Terroranschlags auf die Türme des World Trade Center am 11.9.2001 eine echte ästhetische Dimension gewonnen hätten und wie Technik und Kunst vereinbar seien. Es bestehe gar die Gefahr, dass auf diesem Wege die Kunst im Informationsbetrieb nicht mehr ihr gemäß aufgenommen werden könne, an „Eigentlichkeit“ verlie-re, was Heidegger schon für seine Zeit behauptet hat.

Hat das alte Europa eine orientierende Bringschuld der übrigen Welt gegenüber?

Nun mag man sich weiter fragen, warum ein philosophischer Kongress in einem Pressedienst über stationäre Altenpflege behandelt wird. Nun, das hat unter anderem den Grund, dass die Altenpflegedienstleistung nicht nur als Gelderwerb begriffen werden kann. Denn existentielle Erfahrungen machen Pflegenden tagtäglich durch Sterben und Tod der pflegebedürftigen Heimbewohner in einem Umfeld, das durch äußere Kontrollen und viele Verordnungen der direkten Pflege immer mehr an Kraft nimmt. Altenpflege versteht sich selbst auch als Tätigkeit, die den Menschen im Blick hat und somit auch die Frage nach dem Sinn des Lebens. Diese Sinnfrage suchten bereits die Griechen der Antike philosophisch zu beantworten. Und das ist – bei aller Technisierung und Ökonomisierung der Welt – ein Stück weit auch heute noch so. Heidegger formuliert dazu in einem Vortrag von 1955 die Auffassung: „Die Natur wird zu einer riesigen Tankstelle, zur Energiequelle für die moderne Technik und Industrie. Dieses grundsätzlich technische Verhältnis des Menschen

zum Weltganzen entstand zuerst im 17. Jahrhundert und zwar in Europa und nur in Europa. Es blieb in den übrigen Erdteilen lange Zeit unbekannt“. Vor diesem Gedanken nimmt es nicht Wunder, dass ein Teilnehmer aus Australien die Erwartung formulierte, dass die Europäer dieses Verhältnis des Menschen zur Welt für die übrigen Erdteile wieder in Ordnung zu bringen hätten. Auch die Vertreter aus den USA äußerten, dass Europa seinen eigenen Weg finden müsse.

Sozialtechnokratie versus Leben oder: Wie kommt beides zusammen?

In informellen Gesprächen über die Situation der Überreglementierung sozialer Dienstleistungen weltweit zeigte sich, dass es sowohl in den USA, wie auch in Australien und Deutschland ähnliche Tendenzen gibt: Durch Sozialtechnokratie werden soziale Dienstleistungen zunehmend in elektronisch gesteuerten Qualitätssicherungs- und Managementsystemen erfasst, die in ihrem Anspruch nach Kundenorientierung, den Menschen zum Kunden machten. Der damit verbundene Verwaltungsaufwand, nicht aber die eigentliche Dienstleistung, nimmt immer mehr Zeit in Anspruch. Der Bürokratismus wächst ins Unermessliche. Dabei wird der Menschen und sein Leben rasch aus dem Blick verloren.

Eine Ergänzung dazu lautete, dass wir heute extrem im von Nietzsche schon erfahrenen Zeitalter des Nihilismus lebten, worunter er die Entwertung der höchsten Werte (Gott und Sein) verstand. Nietzsche habe – aus der Sicht Heideggers – in der philosophischen Entwicklung Europas eine herausragende Stellung eingenommen: Er hätte die schockierende Erfahrung gemacht, dass es keinen jenseitigen Gott mehr gebe und somit auch keine von Gott gesetzten Werte. Nietzsche erkannte Wahrheit als immer schon vom Menschen gesetzte, an die er als ewige Wahrheit geglaubt habe, um überleben zu können. Insofern lebe die Menschheit der Moderne – aus philosophischer Sicht Heideggers – in einer existentiellen Erschütterung und Heimatlosigkeit.

Wer wollte dieser Auffassung auf der ganzen Linie widersprechen, bei den täglich um den Globus rasenden Schreckensnachrichten - trotz aller Wohltaten, die technische Errungenschaften und naturwissenschaftliches Wissen auch schaffen mögen?

Technik versus Leben?

Heidegger denkt darüber nach, welche Gefahr erwache, wenn der Mensch sich vollends von der Technik verhexen

lasse und das rechnende Denken als das einzige Denken übrig bliebe. „Dann hätte der Mensch sein Eigenstes, dass er nämlich ein nachdenkendes Wesen ist, verleugnet und weggeworfen. Darum gilt es, dieses Wesen des Menschen zu retten. Darum gilt es das eigene Nachdenken wachzuhalten.“ Vermutlich sind demenzkranke Menschen am weitesten davon entfernt, dem rechnenden Denken zu verfallen, auch wenn sie exzellente Rechner gewesen sein mögen. Sie sind zu einem Denken in eigener Welt gelangt, das ihnen zustößt und das seine individuelle Qualität und Logik hat. Sie mögen dem Leben näher sein, zumindest setzen sie es nicht fest. Und da sie unterdessen die Hauptbewohnerschaft in deutschen Altenpflegeheimen bilden, verursachen sie eine Revolution in der Altenhilfe. Denn sie fordern etwas an, das abstrakt technokratisch-ökonomische Strukturen unterbinden: Zuwendung und Lebenszusammenhang.

Der Weg zum Nahen ist der schwerste

Heideggers philosophische Antwort auf diese moderne Notlage der durch Technik und Naturwissenschaft erzeugten „Notlosigkeit“ ist die Frage nach dem Sein. Inwieweit kann diese Frage orientieren? Wie ist diese Frage zu verstehen? Eine der vielen Antworten während des Kongresses darauf lautete etwa, dass das menschliche Wesen und sein Standort in der Welt unfassbar und auch nicht von den Naturwissenschaften - z.B. mittels biochemischen Nachweises - verfügbar gemacht werden könne. Das menschliche Wesen muss immer wieder neu ergründet, kann aber nicht bestimmt werden. Denn bestimmen ist eine Art des Feststellens und Verfügens. Somit lautet die Erfahrung Heideggers: „Denn der Weg zum Nahen ist für uns Menschen jederzeit der weiteste und darum schwerste.“

Die Heideggerzitate stammen aus dem Buch „Martin Heidegger – Gelassenheit“
Verlag Günther Neske: ISBN 3 – 7885-112-X

Informationen erteilt:

Beate Glinski-Krause
Oranienstraße 21
60439 Frankfurt am Main
Info@ffa-frankfurt.de
Tel. 069 / 61 99 44 51
Fax. 069 / 61 99 44 52

■ Abschiedsraum im August-Stunz-Zentrum seiner Bestimmung übergeben

Sterben und der Tod sind noch immer tabuisierte Themen in unserer Gesellschaft. Und da Altenpflegeheime meist die letzte Wohnstatt für die dort lebenden Menschen sind, müssen sich Pflegekräfte und auch Angehörige dort intensiv mit diesem Thema auseinandersetzen. Sie müssen Wege finden, wie sie den alten Menschen in dieser Lebensphase mitmenschlich beistehen können. Wichtig ist auch, den noch agilen Bewohnern Ängste vor Sterben und Tod zu nehmen.

In den vergangenen drei Jahren haben die Mitarbeiter des Zentrums daran gearbeitet, die Situation der dort wohnenden Menschen lebenswerter zu gestalten. Dazu wurden in den Stockwerken des Hauses kleinere Wohneinheiten mit jeweils pflegerischer, hauswirtschaftlicher und sozialer Betreuung eingerichtet. In einem Pflegeheim muss ständig dafür gesorgt werden, dass die Umgebung wohnlich und freundlich wirkt, um den Bewohnern mehr Wohlbefinden und Lebensqualität zu bieten.

Andererseits ist ein Teil des Lebens in einer Pflegeeinrichtung von Sterben und Tod bestimmt. Im August-Stunz-Zentrum beträgt das Durchschnittsalter der Bewohnerinnen und Bewohner 85 Jahre. In anderen Einrichtungen ist dies ebenso. Gerade in Sterbesituationen wird im Zentrum darauf geachtet, dass die Unterstützung Sterbender Vorrang vor allen aufschiebbaren pflegerischen Handlungen hat.

Es sei ein großes Glück, so Zentrumsleiterin Magda Haßdenteufel, dass die Sterbebegleitung im Haus von einer Aachner Franziskanerin, Schwester Dominika, unterstützt werde. Sie habe eine halbe Stelle inne für die seelsorgerische und konfessionsübergreifende Altenbetreuung. Auch führe sie Einzelgespräche, Gesprächskreise und begleite die Sterbenden. Sie werde von den Bewohnerinnen und Mitarbeitern des Hauses überaus geschätzt.

Vor diesem Hintergrund entstand im Haus die Idee, einen Raum zum Abschiednehmen einzurichten. Der Bühnen-

bildner und Maler Felix Müller habe mit einfachsten Mitteln dort eine Atmosphäre geschaffen, die getragen sei, aber nicht schwer und erdrückend wirke. Der Raum steht Menschen jeder Weltanschauung zur Verfügung. Im Hause spenden zwei Geistliche Zuspruch und Begleitung. Pfarrer Badenheier von der katholischen Krichengemeinde Allerheiligen und Pfarrer Krämer von der evangelischen Kirchengemeinde St. Nikolai übergaben den Abschiedsraum in würdigem Rahmen feierlich seiner Bestimmung.

Informationen erteilt:

Magda Haßdenteufel
Leiterin August-Stunz-Zentrum
Röderbergweg 82
60314 Frankfurt am Main
E-Mail: august-stunz-zentrum@t-online.de
Tel. 069 / 40 50 4 0
Fax 069 / 40 50 4 150

■ Wie man sich die Zukunft einer älter werdenden Gesellschaft vorstellen kann

In Wiesbaden war der Sitzungssaal des Rathauses bis auf den letzten Platz besetzt, als Professor Klaus Dörner, Hamburg, seinen Vortrag am 6. April 2004. Der Wiesbadener Seniorenbeirat – in Zusammenarbeit mit Sozialausschuss und Lokalresse - wollte von ihm wissen, wie alternative Wohnformen im Alter aussehen könnten und wie sich die älter werdenden Industrienationen verändern müssen, um den vielen Pflegebedürftigen künftig human und integrativ zu begegnen.

Frisch und agil sprang der 70-jährige Dörner ans Podium und legte zunächst mit sich selbst los. Er habe mit Eintritt in das Pensionsalter erst einmal sehen müssen, wie er damit umgehe. „Wir Alten vermehren uns epidemisch

und fragen nach neuen Rollenerwartungen!“ Zwei Jahre habe er gebraucht, um seine neue Rolle zu finden.

Heime – ein Auslaufmodell?

Ein Thema war die Situation der Altenpflegeheime. Er merkte an, dass die dort lebenden Menschen auf die Pflege reduziert würden, weil in die Heime nur noch Schwerstpflegebedürftige einzögen – es keine Mischung mehr zwischen „Fitten“ und weniger Fitten gebe - entstehe eine unzuträgliche Situation. Denn dem überforderten, unterbesetzten Pflegepersonal sei es immer weniger möglich, tragfähige Beziehungen zu den schwerstkranken Bewohnern aufzubauen. Heime seien dem heranwehenden Ansturm an Pflegebedürftigen künftig nicht mehr gewachsen. Habe es im 19. Jahrhundert nur wenige sehr alte und chronisch Kranke gegeben, sei ihre Anzahl heute sprunghaft gestiegen. Masse wirke sich aber auf die Gesellschaft prägend aus. Die Alten brauchten einen Umbau der Arbeitswelt und eine veränderte Haltung dem Menschen gegenüber.

Plädoyer für einen dritten Weg.

Denn was zähle, sei der Wunsch Zuhause gepflegt zu werden und dort auch zu sterben.

In einem sieben Punkten umfassenden Referat legte er dann in einem historisch-philosophischen Abriss dar, wie der „gesellschaftliche Tanker“ umgerüstet werden müsste, um nicht mit Volldampf in die Katastrophe zu rasen.

„Wir haben keine gesellschaftlichen Rollen für die Alten!“

Rolle, so Dörner, hieße eine Bedeutung für sich und andere zu haben. Aber die gesellschaftliche Wirklichkeit zeige sich für die Alten immer noch in alten Gewohnheiten, die es zu durchbrechen gelte. „Wenn wir die Rationalisierung den Potentialen der Leistungsstarken überlassen, dann stören die Alten mit ihren langsamen Potentialen diesen Prozess!“ Doch welche Konsequenzen es habe, die Alten zu entaktivieren, schmückte Dörner bildreich aus. Die auf die Inaktivität festgelegten Alten sollten sich unbeweglich Zuhause halten oder die Liegepflicht im Bett erfüllen, um den rationalen Ablauf der Hilfesysteme nicht zu stören.

Alle Menschen haben ein Grundbedürfnis nach Tätigkeit
Das Bedürfnis nach Tätigsein habe mit unserer sozialen Bedeutung zu tun und es halte an bis zur Stunde des Todes. Doch es sei uns im Laufe der Zeit abgewöhnt worden, so zu denken. Die Unterscheidung zwischen

Erwerbstätigkeit und Ruhestand sei eine Erfindung der Moderne. Früher seien jedoch Leben und Tätigsein eins gewesen. Die dänische Hausgemeinschaft - in der Haushalt gelebt wird - habe dieses Wissen bewahrt, denn Pflegebedürftige wollten nicht primär gepflegt werden, sondern wollten wohnen und zugleich tätig sein. Ein Haushalt wolle auch Gasthaus sein, was zugleich Lust und Last mit sich bringe. „Kein Mensch ist gesund, wenn er nicht ausgelastet ist“, so Dörner.

Die Gesellschaften bestehen unterdessen aus einem Drittel wenig mobiler Menschen

Das Einzelhandelsgeschäft, die Bank, der Arzt und der Briefkasten müssten in der Nähe der älteren Menschen sein, so dass sie diese wichtigen Ziele leicht erreichen könnten. Das Fehlen dieser Einbettung bedeute: Essen auf Rädern, ambulante Pflege, Isolation. Er favorisierte eine Rekultivierung der einzelnen Stadtviertel – hier seien die eigentlichen Investitionen in die Zukunft zu leisten.

Für den ländlichen Bereich nannte er das Beispiel einer psychiatrischen Klinik, deren Kranke nun dafür sorgten, dass der Lebensmittelladen eines naheliegenden Dorfes erhalten bliebe. Es gelte, die sozialen Nahräume neu zu gestalten, so dass den Alten ein gelingendes, ausgelastetes Leben ermöglicht werde. Hierin lägen die Voraussetzungen für Subsidiarität und Solidarität einer Gesellschaft, die immer weniger auf junge Menschen zurückgreifen kann.

Haushaltsgemeinschaft: Alternative zum klassischen Heim?

Vor diesem Szenario forderte Dörner, die Heime in Haushaltsgemeinschaften umzuwandeln, in denen professionell Pflegende und Nachbarschaft ihre Arbeit tun. Denn im Gegensatz zur Haushaltsgemeinschaft entspreche das Heim nicht dem Menschen. Wenn Menschen ihren Haushalt nicht mehr alleine führen könnten, dann sei diese Haushaltsgemeinschaft die quartierbezogene Alternative, in der auch desorientierte Menschen ihren Platz finden.

Die vielen älteren Menschen erzwingen Umbau der Wirtschaft

Die technischen Produktionsverhältnisse müssten, so Dörner, für Alte und chronisch Kranke handhabbar gemacht werden. In diesem Umbau könnten Unternehmen von Integrationsprojekten psychisch Kranker lernen. An dieser Aufgabe führe kein Weg vorbei. In diesem

Prozess lernten Alte und Junge gleichermaßen.

Informationen erteilt:

Beate Glinski-Krause
FFA-Press- und Kommunikationsstelle
Oranienstraße 21
60439 Frankfurt am Main
Info@ffa-frankfurt.de
Tel. 069 / 61 99 44 51
Fax. 069 / 61 99 44 52

■ Offene Art trägt zum entspannten Gesprächsklima bei

Viele Gäste aus Politik, Altenpflege, Stadtverwaltung und aus den Reihen des Frankfurter Verbandes hatten sich am 29. April 2004 im Bürgermeister-Gräf-Haus in Sachsenhausen eingefunden, um den langjährigen - seit 17 Jahren - Geschäftsführer Alfred Viola in den nun bevorstehenden Ruhestand zu begleiten. Das Frankfurter Senioren-Orchester gab dem Fest eine fröhliche und beschwingte Stimmung und ein Buffet trug zum leiblichen Wohl bei

In seiner Ansprache hob Stadtrat Franz Frey, der zugleich auch Senior im Vorstand des Frankfurter Verbandes für Alten- und Behindertenhilfe e.V. ist, die humorvolle Art des scheidenden Geschäftsführers hervor. Denn Viola habe stets mit Verbindlichkeit und auch durch sein geselliges Wesens - dem „liebenswürdigen Wassermanncharme“ – dazu beigetragen, auch in schwierigen Situationen eine gute Atmosphäre zu erzeugen.

Wie Viola selbst in seiner Rede betonte, hätte er gerne seinen Abschied in Verbindung mit der Eröffnung des neuen Victor-Gollancz-Hauses genommen, das in Sossenheim seiner Vollendung entgegen geht. Doch dies sei nun nicht, wie geplant, möglich gewesen. Nicht ohne Stolz wies er darauf hin, dass in den zurückliegenden Jahren alle Pflegeheime des Verbandes – bis auf eines – entweder

renoviert oder komplett neu erbaut worden seien. Es habe in der ganzen Zeit für ihn nie eine Phase der Langeweile gegeben und es habe eigentlich auch nie eine Zeit gegeben, in der die See ruhig war.

Abschließend dankte er vor allem den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern für die zurückliegenden 17 Jahre der Zusammenarbeit. Einen besondern Dank richtete er an Volkhard May, der nun die Geschäfte des Frankfurter Verbandes weiterführt. Von beiden sei stets eine teambezogene und faire Zusammenarbeit geleistet worden nach dem Motto: „Ich bin der Innenminister, du der Außenminister“.

Informationen erteilt:

Beate Glinski-Krause
FFA Presse- und Kommunikationsstelle
Oranienstraße 21
60439 Frankfurt am Main
info@ffa-frankfurt.de
Tel. 069 / 61 99 44 51
Fax 069 / 61 99 44 52

■ **St. Katharinen- und Weißfrauenstift konzipiert neues Wohnen für ältere Menschen**

Neue Wohnformen im Alter sind ein aktuelles Thema, weil ältere Menschen länger mobil und fit sind und sich zudem auch Gedanken darüber machen, was wird, wenn sie hilfe- und pflegebedürftig werden. Vor diesem Hintergrund bieten auch Träger von Seniorenwohnungen Konzepte an, in denen ältere Menschen nicht nur wohnen können, sondern auch in gemeinschaftlichen Zusammenhängen leben und ehrenamtliche Aufgaben übernehmen.

In Frankfurt Sossenheim geht die 6. Seniorenwohnanlage

des St. Katharinen- und Weißfrauenstift mit „nachbarlichem Wohnkonzept“ seiner Vollendung entgegen. Am 17. September 2004 wird es seiner Bestimmung übergeben. Diese Wohnkonzeption soll die Bewohnerinnen – es gehört zur Satzung der Stiftung, dass nur Frauen in den Einrichtungen aufgenommen werden – darin unterstützen, größtmögliche Selbständigkeit und Selbsthilfe für ihr eigenes Leben zu übernehmen, andererseits sich nachbarschaftlichen Aufgaben zu widmen und ein gemeinschaftliches Miteinander zu pflegen. Bereits in der Bauphase haben Interessentinnen die Möglichkeit, sich in Zusammenkünften kennenzulernen und sich das Wohnareal anzuschauen. Sie können sich darüber verständigen, wie das Zusammenleben aussehen könnte und wie das realisiert werden soll. So kann schon im Vorfeld eine Gemeinschaft entstehen, die bereits Einfluss auf Ausstattung und Umsetzung nimmt. Damit haben die Frauen, die noch vor der Entscheidung stehen, ob sie umziehen sollen, die Chance, sich in diesem Kommunikationsprozess Sicherheit zu schaffen und sich mit den eigenen Vorstellungen auseinanderzusetzen. Sie können dadurch herausfinden, ob ihnen solch ein gemeinschaftliches Wohnen liegt, oder nicht.

Das St. Katharinen- und Weißfrauenstift strebt eine enge Kooperation mit dem Frankfurter Verband an, der in der Nähe der neuen Wohnanlage zeitgleich ein neues Altenpflegeheim errichtet. Die neue Wohnanlage des Stiftes in der Kurmainzer Straße 81 – 85 wird mit 31 Zwei-Zimmerwohnungen (50qm) gebaut. Der Träger unterstützt Mieterinnen durch Kontinuität, Sicherheit und Zuverlässigkeit. Die neuen Wohnungen stehen Frauen ab 60 Jahren offen, die über untere und mittlere Renteneinkünfte verfügen.

Informationen erteilt:

Beate Hüls
Öffentlichkeitsarbeit
St. Katharinen- und Weißfrauenstift
Eschenheimer Anlage 31 a
60318 Frankfurt am Main
E-Mail: info@stkathweis.de
Tel. 069 / 15 68 02 - 0
Fax 069 / 15 68 02 - 24

■ Ein halbes Jahr Erfahrungen mit dem Gesundheits-Modernisierungs-Gesetz (GMG) in Altenpflegeheimen Frankfurts

Das Frankfurter Forum für Altenpflege hatte im Februar 2004 einen Hilferuf und einen offenen Brief in die Öffentlichkeit geschickt, um auf die Probleme der Umsetzung des GMG in Altenpflegeheimen aufmerksam zu machen. Den dort vertretenen Positionen schlossen sich im Laufe der folgenden Monate auch andere Verbände und Interessengruppen an. Nun möchte das Forum einen Eindruck darüber vermitteln, wie sich im weiteren Verlauf der ersten sechs Monate 2004 die Umsetzung des Gesetzes in den Altenpflegeheimen für Bewohner, Angehörige, Betreuer und nicht zuletzt das Heimpersonal selbst auswirkt.

Im gesamten Halbjahr hat sich gezeigt, dass besonders sozialhilfeabhängige Heimbewohner unter die Folgen der Gesundheitsreform fallen, weil ihr geringer Grundbetrag – 89,00 pro Monat – nun für alle medizinischen Behandlungen und Medikamente zu verwenden ist, die nun nicht mehr von den Kassen gezahlt werden. In vielen Fällen treten auch Heime in Vorlage. Und das Personal in den Heimen - vor allem in der Pflege - hat einen Mehraufwand an Arbeitszeit, um die neuen Bedingungen des Gesetzes zu erfüllen wie etwa das Einsammeln der Belege für die Befreiung von Zuzahlungen (pro Jahr 36,00 Euro Zuzahlung für chronisch Kranke und 72,00 Euro für nicht Chroniker in Pflegeheimen). Dann müssen diese Belege von der Verwaltung des Pflegeheims an die unterschiedlichen Kassen eingereicht werden. Wenn die Bearbeitung der Befreiung bei den gesetzlichen Kassen zwei und mehr Monate dauert, was häufig der Fall, dann müssen in der Zwischenzeit gezahlte medizinische Maßnahmen und Medikamente wieder per Beleg vom Pflegepersonal eingesammelt werden, um die Rückerstattung der Geldes in der Verwaltung des Hauses zu veranlassen. Der damit einher gehende Kommunikationsaufwand mit Ärzten, Krankentransportern, Bewohnern, Angehörigen und Betreuern lässt sich ohnehin nicht bemessen. In einer Umfrage in Frankfurter

Altenpflegeheimen zeigte sich tendentiell, dass die Pflegedienste besonders durch das neue Gesetz in zeitliche Not geraten.

Das ohnehin knapp bemessene Pflege- und Betreuungspersonal wird von Bürokratisierung - bei gleichzeitiger Zunahme desorientierter, schwerstpflegebedürftiger und sterbender Menschen - überrollt. Ab 2005 ist vorgesehen, dass das oben beschriebene Procedere erneut wieder anfängt. Es gibt momentan keine Vorschläge, dieses Chaos zu beenden. Bezüglich GMG bestünde eine Lösung im nächsten Jahr darin, dass z.B. über den Länderfinanzausgleich der Zuzahlungsbetrag von 36 bzw. 72 Euro, den sozialhilfeabhängige Heimbewohner berappen, direkt an die Kassen gezahlt wird und damit automatisch die Befreiung von der Zuzahlung für diese Bewohnergruppe einherginge. Eine große Zeitersparnis in den Heimen. Damit wäre etwas erreicht, wofür das Frankfurter Forum für Altenpflege in der PR-Kampagne „DIE WÜRDE DES ALTERS IST ANTASTBAR“ schon einmal eingetreten ist: Für eine zeitliche Entlastung des Pflegepersonals, so dass es den Bewohnern mehr Aufmerksamkeit und Zuwendung geben kann.

Informationen erteilt:

Beate Glinski-Krause
FFA Presse- und Kommunikationsstelle
Oranienstraße 21
60439 Frankfurt am Main
info@ffa-frankfurt.de
Tel 069 / 61 99 44 51
Fax 069 / 61 99 44 52

■ St. Katharinen- und Weißfrauenstift und Almosenkasten geben für Heimbewohner unbürokratische Hilfen bei Einbußen durch die Gesundheitsreform

Zwei Stiftungen Frankfurts unterstützen von Sozialhilfe abhängige Menschen, die in Frankfurter Altenpflegeheimen wohnen. Warum? Durch das Gesundheits-Modernisierungs-Gesetz (GMG) müssen diese von ihrem gesetzlich gewährten Taschengeld – rund 89,00 Euro pro Monat – zusätzlich jährlich 36,00 oder 72,00 Euro an die Krankenkassen zahlen. Ferner müssen von diesem Taschengeld neuerdings Medikamente bezahlt werden, die nicht oder nicht mehr verschreibungspflichtig sind. Bei den meist schwerstpflegebedürftigen Bewohnern dieser Gruppe ist somit im Nu das ganze Geld weg, das eigentlich vom Gesetzgeber dafür gedacht war, Telefongebühren, Körperpflegemittel oder auch einmal einen Café-Besuch zu finanzieren.

Das St. Katharinen- und Weißfrauenstift hat schon immer Heimbewohnerinnen, die zuvor sogenannte Stiftsfrauen waren, mit einer monatlichen Stiftsrente von 30,00 Euro unterstützt. Im Rahmen der Gesundheitsreform erhalten neuerdings auch sozialhilfeabhängige, orientierte Heimbewohnerinnen von der Stiftung finanzielle Hilfen. Wie das St. Katharinen- und Weißfrauenstift mitteilt, seien durch die Neuregelungen des GMG nun unbürokratische Hilfen für Heimbewohnerinnen möglich, so dass diese als Stiftsfrauen aufgenommen würden und ebenfalls Stiftsrenten von monatlich 30,00 Euro und zweimal im Jahr 50 Euro Sonderbeihilfen erhielten. Kriterien für die Aufnahme als Stiftsfrau sind: Christlicher Glaube, mindestens ein Jahr in Frankfurt wohnhaft und die Frauen müssen 60 Jahre vollendet haben. Von Sozialhilfe abhängige Heimbewohnerinnen, die bewusst über ihren Barbetrag verfügen können, erhalten bereits derartige Zuschüsse.

Und was geschieht mit den männlichen, sozialhilfeabhängigen Heimbewohnern, die über ihren Barbetrag verfü-

gen? Sie erhalten vom Almosenkasten, nach Auskunft der Frankfurter Rundschau, im ersten Quartal des Jahres 50,00 Euro ausbezahlt. Da die ganze Aktion in Zusammenarbeit mit dem Sozialamt Frankfurt ausgetüftelt worden ist, sollen damit die schlimmsten Engpässe für Heimbewohner überbrückt werden.

Informationen erteilt:

Birgit Speicher-Kiefer
Abteilungsleitung Soziales
St. Katharinen- und Weißfrauenstift
Eschenheimer Anlage 31 a
60318 Frankfurt am Main
E-Mail: b.speicher@stkathweis.de
Tel. 069 / 15 68 02 - 20
Fax 069 / 15 68 02 - 24

■ Psychosoziale Betreuung und Medikamententherapie gehören in der Demenzbehandlung zusammen

Im Rahmen des "Zukunftsforums Demenz" von Merz Pharma, Frankfurt, fanden in der ersten Jahreshälfte 2004 zwei Workshops statt, die sich einerseits mit der medikamentösen Therapie und andererseits mit der psychosozialen Therapie bei Demenzerkrankungen auseinandersetzten. Im ersten Workshop ging es unter anderem um die Frage, wie durch Behandlung mit Antidementiva der Krankheitsverlauf der Demenz verzögert werden kann. Während der zweiten Veranstaltung wurde erörtert, durch welche psychosozialen Maßnahmen das Spektrum der Behandlung demenziell Erkrankter erweitert werden kann.

Die wenigsten demenzkranken Patienten erhalten eine den Krankheitsprozess hemmende Therapie

Wie internationale Studien - vor allem in den USA - mit Placebo-Gruppen erwiesen haben, unterstützen Acetylcholinesterasehemmer und NMDA-Antagonisten-Wirkstoffe, die Gedächtnis- und Denkleistung demenziell Erkrankter und erleichtern somit auch deren alltägliche Lebensbewältigung. Dieser Effekt ist vor allem dann gegeben, wenn die Erkrankung rechtzeitig erkannt wird, so dass der Zustand einer noch intakten Orientierung möglichst lange aufrechterhalten wird.

In einem Referat im Taunusstädtchen Schmittens wies Magda Geldmacher, MDK Baden-Württemberg, darauf hin, dass die Zahl der Demenzkranken in diesem Bundesland auf 113.000 Personen geschätzt werde. Aber nur etwa 8 Prozent der Betroffenen erhielten eine gezielte, den Krankheitsverlauf verlangsamende medikamentöse Behandlung. Wie dem vierten Altenbericht der Bundesregierung zu entnehmen ist, gibt es in der medizinischen Versorgung Demenzkranker noch immer erhebliche

che Mängel, was durch die Ausführung der Referentin bestätigt wurde.

Anforderungen an eine qualitätsgesicherte Heimbetreuung für demenziell Erkrankte

Demenzkranke bilden die Hauptbewohnerschaft in den hiesigen Pflegeheimen

Wie Johannes Hallauer, Gesundheitssystemforschung - Charité Berlin, während einer Forumsveranstaltung der Firma Merz im Rheingau präziserte, lebten heute sechs von zehn demenziell Erkrankten zu Hause. Unterdessen seien Demenzen die Hauptursache, dass Pflegebedürftige in Heime umzögen. Dies zeige sich auch in der Bewohnerstruktur der Pflegeeinrichtungen: Zu über 60 Prozent lebten dort Menschen mit diesen Krankheitsbildern - zumeist höheren Schweregrads. Im Durchschnitt blieben sie zweieinhalb bis drei Jahre im Heim. Aus dem vierten Altenbericht der Bundesregierung geht hervor, dass für diese Personengruppe nahezu keine bundesweit verbindlichen Standards der Betreuung bestehen.

Nur 3,5 Prozent der Beschäftigten in Pflegeheimen sind für die psychosoziale Betreuung zuständig

Hallauer zitierte aus einer bundesweiten Studie von 2002, an der er selbst maßgeblich beteiligt war. Dabei sei ermittelt worden, dass im Falle einer Demenzerkrankung die Krankenkassen im Jahresdurchschnitt 1.100 Euro finanzieren und die Pflegeversicherung 13.000 Euro. Was den stationären Altenpflegebereich betrifft, verfügten die Heime mit 475.000 Beschäftigten über das meiste Personal. Somit ist dieser Bereich ein wichtiger Wirtschaftsfaktor und ein nicht zu unterschätzender Arbeitsmarkt innerhalb des Gesundheitswesens. Bemerkenswert sei auch, dass nur 3,5 Prozent der Mitarbeiter für psychosoziale Betreuung, hingegen aber 5,5 Prozent für die Verwaltung zuständig seien. In den Heimen gebe es durchschnittlich nur 30,7 Prozent ausgebildete Pflegefachkräfte, 24,1 Prozent der Beschäftigten hätten andere Berufsabschlüsse und weitere 21,8 Prozent seien ohne Berufsabschluss. Knapp ein Fünftel des Personals arbeite in der Hauswirtschaft.

Ein Drittel der Heimbewohnerschaft benötigt Unterstützung durch Sozialhilfe

Angesichts des steigenden Bedarfs an Plätzen in der stationären Altenpflege werde die Personalgewinnung - insbesondere von ausgebildeten Kräften - künftig eine vorrangige Bedeutung erlangen. Doch da sich die gesetzlich gedeckelten Pflegesätze seit Einführung der Pflegeversicherung nicht verändert hätten und die Erhöhung der Heimkosten sich ausschließlich auf den von der Pflegeversicherung nicht abgedeckten Bereich erstreckten, erhalte bundesweit unterdessen ein Drittel der Heimbewohner wieder Unterstützung von der Sozialhilfe.

Kaum entwickelte Qualitätskriterien für Demenzkranke in Pflegeheimen

Suanne Teupen, Diplom-Pflegewirtin Charité, Berlin, hob hervor, dass vor dem Hintergrund der wachsenden Zahl Demenzkranker in Heimen die Qualität der Dienstleistung Pflege eine zentrale Rolle spielen wird. Zwar seien die Qualitätsanforderungen in den Heimen mittels Pflegeversicherung stetig gestiegen, unter anderem als Reaktion auf die aufgetauchten Pflegemängel. Auch bei MDK-Prüfungen hätten sich zum Teil große Defizite in der Umsetzung der Qualitätsrichtlinien in Heimen gezeigt. Ein weiteres Problem sei, dass im Qualitätsmanagement der Heime die Strukturqualität größeren Raum einnehme als die eigentliche Pflege, die sogenannte Prozessqualität. Das liege, so Teupen, u.a. daran, dass es zu wenig empirische Erkenntnisse über Qualität und Wirkung unterschiedlicher Pflegekonzepte gebe.

Trotz innovativer therapeutischer Ansätze, gebe es kein umfassendes pflegerisches Betreuungskonzept für Demenzkranke. Die Pflege und Betreuung dieser Bewohnergruppe sei in erster Linie ein kommunikations- und personenzentrierter Prozess.

Welche Aspekte sind in der Betreuung Demenzkranker von Bedeutung?

Die Pflegekonzepte für Demenzkranke, so die Referentin, sollten Biografie-, Gefühls- und Beziehungsarbeit enthalten, sollten die Autonomie und Sicherheit der Betroffenen stützen und ihnen Bewegungsmöglichkeiten eröffnen. Folgende Ansätze würden in der Betreuung Demenzkranker angewendet: Realitätsorientierung und

kognitives Training in der Anfangsphase der Erkrankung, validierende Therapie, Milieu-, Sozial- und Verhaltenstherapie, basale Stimulation auch in späteren Phasen.

Neben den genannten therapeutischen Ansätzen seien auch strukturelle Merkmale bei der Einschätzung von Qualitätskriterien in stationären Pflegeeinrichtungen hilfreich wie ausreichendes und gut qualifiziertes Personal, räumliche Gestaltung des Hauses und Orientierungshilfen, Gestaltung der Mahlzeiten, Integration von Angehörigen, Einsatz von Therapie-Tieren, kulturelle Angebote, Nachtcafés, Tagesbetreuung und Bewohnerurlaub für dementiell Erkrankte.

Informationen erteilt:

Angelka Ramm-Fischer
Zukunftsforum Demenz
Postfach 11 13 53
60048 Frankfurt am Main
E-Mail: angelika.ramm-fischer@merz.de
Tel. 069 / 15 03 - 1
Fax 069 / 59 62 150

■ KURZNACHRICHTEN

Telefonbefragung 50+ Wie fühlen sich die über 50-Jährigen in Frankfurt am Main?

Die Stadt Frankfurt veranlasste im Rahmen ihrer Altersplanung im November 2003 eine Umfrage, um z.B. zu erfahren, wie die Wohnsituation der Befragten ist, wie sich ihre nachbarschaftliche Beziehungen gestalten und ob sie für neue Wohnformen im Alter aufgeschlossen sind. Bei der letzten Frage habe es ein überraschendes Ergebnis gegeben, wie Sozialdezernent Franz Frey auf einer Pressekonferenz am 25. Mai 2004 mitteilte. Gut die Hälfte der Befragten – insgesamt antworteten 1011 Personen – seien gemeinschaftlichen Wohnformen im Alter gegenüber aufgeschlossen gewesen. Dies sei ein neuer Trend, der wohl auch auf die Wohngemeinschaftserfahrungen der 68er Generation zurückzuführen sei.

Frankfurter Sozialbericht – Chancen und Risiken einer alternden Stadt

Auf einer Pressekonferenz im Januar 2004 stellte Stadtrat Franz Frey den Sozialbericht 29 der Reihe Soziales und Jugend vor. Er sagte, dass Frankfurt von der vorausgesagten Bevölkerungsentwicklung nicht in dem Maß betroffen sein werde wie andere Städte im Bundesgebiet. Denn das Angebot an Arbeitsplätzen im Rhein-Main-Gebiet werde auch künftig vermehrt junge Menschen anziehen. Andererseits sollten Menschen ab 50 länger im Berufsleben bleiben, äußerte Diether Döring, Professor für Sozialpolitik und Finanzwissenschaft an der Akademie für Arbeit - Goethe-Universität Frankfurt. Er plädierte dafür, dass Unternehmen, die offen für ältere Arbeitnehmer seien, mit einem Preis ausgezeichnet werden sollten, der auch andere Firmen zu ähnlichen Maßnahmen anspornen sollte. Denn in einer älter werdenden Gesellschaft sei das längere Berufstätigsein auch eine wichtige soziale Anbindung, zudem eine Forderung der älteren Arbeitnehmerschaft. Ute Gerhard, Professorin für Soziologie und Sozialpolitik - ebenfalls Goethe-Universität – stellte heraus, dass der Anteil von Männern und Frauen an der Frankfurter Bevölkerung bis zum Alter von 60 Jahren relativ ausgeglichen sei. Blicke man aber

auf die Gruppe der über 85-jährigen Wohnbevölkerung, so werde diese hauptsächlich – mit 77,2 Prozent - von Frauen gebildet.

Informationen erteilt:

Dezernat für Soziales und Jugend
Berliner Straße 33 – 36
60311 Frankfurt am Main
Tel. 069 / 212 3 48 21
Fax 069 / 212 3 07 40

Das Institut für Sozialarbeit macht auf Folgendes aufmerksam:

Datenbank „Seniorenwohnungen in Frankfurt“

Karim Gharbi – Informatikstudent an der Fachhochschule Frankfurt – hat im Rahmen einer Diplomarbeit eine Datenbank erstellt, für die ehrenamtliche Mitarbeiter die recherchierten Daten erfasst haben. Durch die Mithilfe des Kommilitonen Celal Karakas kam die Internet-Homepage www.seniorenwohnungen-frankfurt.de zustande.

Alle Interessenten, die sich über Seniorenwohnungen in Frankfurter kundig machen wollen, können diese Internetadresse anwählen. Wer keinen Internetzugang hat, kann sich unter der Telefonnummer 069 / 97 20 17 36 an Barbara Jakob wenden, um die entsprechende Auskunft zu erhalten.

„Sterbebegleitung zwischen Wunsch und Wirklichkeit“ am 27.04.2004

Das Institut für Sozialarbeit tagte mit seiner Traditionsveranstaltung „Serben in der Großstadt“ wie jedes Jahr im Kameliterkloster. Dieses Mal drehte sich die Diskussion um den Schwerpunkt: „Ehrenamtliche in der Sterbebegleitung“. Den Hauptvortrag hielt Gerda Graf, Vorsitzende der Bundesarbeitsgemeinschaft Hospiz e.V. Graf ging in ihrem Vortrag auch auf die „Marktforschung“ ein, aus der hervorgehe, dass bei den über 70-jährigen Menschen hier zu Lande 40 Prozent vor ihrem Partner sterben wollten, 80 Prozent wünschten sich unerwartet, plötzlich und unvorbereitet zu sterben. Darüber hinaus seien rund 82 Prozent aller Deutschen der Auffassung,

dass der Mensch eine Seele habe und 86 Prozent von ihnen wollten zu Hause sterben. Darüber hinaus sagte Graf, dass die meisten Befragten angaben, lieber in Begleitung und nicht alleine zu sterben. Die Daten sprechen für sich und auch für die Hospizbewegung, die unterdessen hauptsächlich von ausgebildeten Ehrenamtlichen geleistet werde. Es gebe in Deutschland rund 50.000 von ihnen.

Die Hospizarbeit orientierte sich an folgenden vier Säulen der Hospiz-Idee:

1. Palliative Medizin, wobei Deutschland in dieser Hinsicht noch immer unterentwickelt sei.
Es gebe Lehrstühle in Bonn, Aachen und Witten-Herdecke.
2. Palliative Pflege, die in der Pflegeausbildung in nur 8 Stunden gelehrt werde.
Die Pflege habe dem Hospizziel zu dienen: „Leiden mindern, Zuwendung schenken“.
3. Die Seinesfrage am Ende des Lebens: Wo komme ich her, wo gehe ich hin?
Für diese existentiellen Fragen brauchten die Begleiter selbst supervisorische Unterstützung.
4. Psychosoziale Begleitung – Hier sei das Terrain, auf dem sich die ehrenamtlichen Begleiter seit jeher betätigten.

Um Hospizarbeit leisten zu können, erhielten Ehrenamtliche 100 Stunden theoretischen Unterricht und würden erst dann in die Praxis eingeführt. Die Sterbekultur werde, so Graf, in einer älter werdenden Gesellschaft eine neue Lebenskultur. Die Menschen sollten Geben und Nehmen neu kennenlernen.

Auskunft erteilt:

Institut für Sozialarbeit e.V.,
Oberlindau 20,
60323 Frankfurt am Main
Email: institut.sozialarbeit@t-online.de,
Tel. 069/ 97 20 17 – 0
Fax: 069/ 97 20 17 – 11

■ VERANSTALTUNGEN

**30 Jahre
FRANKFURTER SENIORENZEITSCHRIFT –
Fest auf dem Römerberg
19. Juni 2004 von 10.00 – 18.00 Uhr
(Veranstaltungsprogramm von 11.00 – 18.00 Uhr)**

Als die Seniorenzeitschrift des Dezernats für Soziales und Jugend 1974 zum ersten Mal erschien, sei die Frankfurter Volksschauspielerin Liesel Christ auch gleich mit dabei gewesen. Ihr sei es darum gegangen, dass das „Blättche für ältere Börjer“ nicht zu trocken werde, teilte Sozialdezernent Franz Frey mit. Vor 30 Jahren erschien die Publikation kostenfrei in einer Auflage von 50.000 Exemplaren dreimal im Jahr und umfasste 28 Seiten im Schwarz-Weiß-Druck. Heute erscheint sie im Vierfarbdruck vierteljährlich, doppelt so dick, in einer Auflage von 63.000 – ebenfalls kostenfrei. Zur Generation ab 50 Jahren gehört heute gut ein Drittel aller Frankfurter. Diese wollen wissen, welche Angebote ihnen die Stadt bietet, wer bei Pflegebedürftigkeit weiter hilft und wohin man sich bei anderen Fragen des täglichen Lebens wenden kann. Interessant ist auch, dass in der Redaktion der Seniorenzeitschrift nicht nur für, sondern vermehrt mit Hilfe älterer Menschen berichtet wird. Sie fotografieren, texten und recherchieren mit und bringen Ideen ein. Somit gewinnt die Seniorenzeitschrift mehr und mehr an Authentizität und Bürgerorientierung.

**„Von Bürgern für Bürger“ – Seniorenfest des
FRANKFURTER FORUMS FÜR ALTENPFLEGE
am 03.09. 2004 - von 13.00 bis 18.00 Uhr Konstabler
Wache**

Wie schon im vergangenen Jahr präsentieren sich die Frankfurter Altenpflegeheime mit ihrem umfangreichen und vielfältigen Angebot für pflegebedürftige Menschen den Passanten auf der Konstabler. Daher werden eine Jazzband, Clowns und Buden mit Kaffeeausschank oder Eintopfmealzeit und andere Überraschungen eine Menge an Programm und Information bieten. Die Heime wollen zeigen, dass sie eine wichtige und ver-

antwortliche Aufgabe im Altenhilfesystem der Mainmetropole mit hohem Engagement der Personals übernehmen.

Bundesweit einzigartig haben sich die Leitenden des FRANKFURTER FORUMS FÜR ALTENPFLEGE dafür eingesetzt, dass die Stadt Frankfurt Gelder für eine bessere psychosoziale Betreuung von Heimbewohnern gibt. Dies hat die Stadtpolitik im Jahre 2000 beschlossen und seit 2001 in einem Sofortprogramm festgelegt. Bislang sind 5,1 Mio Euro für 28 Projekte in Altenpflegeheimen eingesetzt worden, um gerade die psychosoziale Betreuung von Heimbewohnern - besonders wenn sie an Demenz erkrankt sind - zu verbessern. Auf dem Fest werden die Ergebnisse dieser Projekte in einer Broschüre präsentiert, die das Forum für die interessierte Bürgerschaft herausgibt. Ferner sollen die Bürger „hautnah“ Angebote für Heimbewohner erfahren: Festbesucher erhalten Massagen, werden mit Düften verwöhnt oder können sich an Musikinstrumenten probieren und sich in eine Stimmung versetzen lassen, die Lebenslust und -laune vermittelt. Auch „Vierbeiner“, die Heimbewohnern Freude schenken, animieren zum Spielen und Streicheln. Wer Lust hat und mag, kann sich an einem speziellen Stand auch darüber äußern, wie er sich sein Leben im fortgeschrittenen Alter vorstellt und was er sich von der Versorgung im Pflegeheim und in alternativen Wohnformen wünscht.

Workshop: „Stadtteil und Pflegeheim - Wünsche und Vorstellungen von Bürgern“

Im Bürgermeister-Menzer-Haus, Poloplatz 8, findet der Workshop am 15. Oktober 2004 ab 14.00 Uhr statt - im Rahmen der Informationswoche „Älter werden in Frankfurt“.

An diesem Nachmittag soll gefragt werden, was sich – exemplarisch in Niederrad - Bürger eines Stadtteils vom Leben im Alter vorstellen und welche Versorgung sie sich in der stationären Pflege erhoffen. Wie können Bürger und Pflegeheime in eine engere Kooperation kommen? Was brauchen hilfe- und pflegebedürftige Menschen von Jungen und Älteren im Stadtteil, um ein integriertes und sinnvolles Lebens – trotz Einschränkungen – leben zu können? In diesen Workshop sollen diese Fragen spielerisch und kreativ bearbeitet werden.

■ BUCHBESPRECHUNGEN

1. Wer eine umfassende, für den Laien verständliche Einführung über Bedingungen, Aufgaben und Probleme der stationären Altenpflege sucht, erhält durch das Buch „Milieuthherapie in der stationären Altenhilfe“ eine praxisnahe Arbeitshilfe. Es sollte aber nicht nur von Altenpflege-praktikern genutzt werden; für Journalisten mit Schwerpunkt „Soziales“ sollte es zur Standardlektüre gehören. Der Autor, Michael Graber-Dünow, der selbst seit über 15 Jahren als Altenpflegeheimleiter in Frankfurt tätig ist, erklärt einleuchtend, wie Pflegeschlüssel – also das Verhältnis von Pflegenden zu Gepflegten – berechnet werden. Ferner beschreibt er die Situation von Pflegebedürftigen, wenn sie in eine Heimeinrichtung einziehen und dort leben. Aus eigener Erfahrung beschreibt er, wie die Pflegesystematik der Pflegeversicherung in der stationären Altenpflege seit 1996 in den Heimen gewirkt hat. Vor allem in den letzten Jahren habe der Anteil an Demenz erkrankter Heimbewohner zugenommen, mit der Konsequenz, dass die Leistungen der Pflegeversicherungen für deren Betreuung nicht ausreichen. Die personelle Besetzung sei auch für die orientierten Bewohner zu knapp. Daher fordert Graber-Dünow eine starke politische Lobby für Heimbewohnerinnen und -bewohner, um für sie die Bedingungen der Pflege in Altenpflegeheimen auch in Zukunft mitmenschlich und an den Bedürfnissen orientiert zu gestalten.

Das Buch „Milieuthherapie in der stationären Altenhilfe“ ist in der 2. vollständig überarbeiteten Auflage 2003 im Brigitte Kunz Verlag erschienen mit der ISBN-Nummer 3-87706-899-5.

2. Dass in Pflegeheimen Deutschlands unterdessen mehr desorientierte als orientierte Menschen leben, ist in der Öffentlichkeit bekannt und wird nicht nur in Fachkreisen breit diskutiert. Eine ähnliche Entwicklung zeichnet sich auch im so genannten „Betreuten Wohnen“ ab, eine Wohnform, die nicht für demenzkranke Senioren konzipiert ist. Sie sei für ältere Menschen entwickelt worden, die sich noch gut selbst versorgen könnten und für den Fall von Hilfebedürftigkeit ein Wohnumfeld haben, das barrierefrei gestaltet ist und bestimmte Hilfen im Alltag bereithält. In der gerade erschienen sozial-empirischen Studie „Demenzbewältigung in betreuten Seniorenanlagen“, die von den Wissenschaftlern Winfried Saup, Angela Eberhard, Rosemarie Huber und Kristin Koch

durchgeführt wurde, werden Ergebnisse einer bundesweiten Befragung präsentiert. Einbezogen wurden 581 betreute Seniorenwohnanlagen. Insgesamt sei der Fragebogen von 445 Einrichtungen beantwortet worden mit einem Rücklauf von 76 Prozent. Die Auswertung ergab, dass Frauen zu 76,7 % die Bewohnerschaft bildeten und dass betreutes Seniorenwohnen unterdessen vor allem von noch mobilen Hoch- und Höchstbetagten nachgefragt werde. Da aber im hohen Alter die Wahrscheinlichkeit einer Altersdemenz zunehme, sei gerade diese Bewohnergruppe gefährdet. Für Demenzkranke stünden in dieser Wohnform keine ausreichenden Betreuungsangebote zur Verfügung. Gut jeder zehnte Bewohner in den befragten Einrichtungen sei nicht mehr voll orientiert.

Die Studie „Demenzbewältigung in betreuten Seniorenanlagen“ kann unter der Telefonnummer 0821/56 30 80 oder der Fax-Nummer 0821 / 55 57 07 beim Verlag für Gerontologie Alexander Möckl, Augsburg, für 25,00 Euro erworben werden.